

## 'Mehrsprachigkeit' in Alltagssituationen

Was den Gegenstand, das Sachproblem dieses Referats ausmacht, bildet gleichzeitig seine methodische Herausforderung. Wenn der Vorbereitungsausschuß für das einleitende Referat ausgerechnet jemanden ausgesucht hat, der sich an den Rändern der Zunft bewegt, dann hat dabei möglicherweise der Gedanke eine Rolle gespielt, ein Außenstehender könne eher der Magnetkraft widerstehen, die 'schwere Wörter' auf Fachleute ausüben. Folgt man der Linie dieses Gedankens, so mag man bei der Feststellung landen, daß Verständnis und Verständigung auf Laienebene leichter zu erzielen ist als unter Fachleuten. Dies wäre ein erster Beitrag zum Thema — ein einigermaßen überraschender, der ein (in der Geschäftigkeit des linguistischen Betriebs verstecktes) Paradoxon ans Licht bringt:

Fachsprache wird ja fast immer definiert durch ihre Präzision, ihre eindeutige Zuordnung von Wörtern zu Sachen, ihre klare, Mißverständnisse und Verwechslungen ausschließende Gliederung von Sachbereichen. Gleichzeitig zeigt sich im fachlichen, im linguistischen Reden über Fachsprache ein hohes Maß an Divergenzen; es gibt hier durchaus Streit, es gibt Mißverständnisse, es kommt vor, daß man aneinander vorbeiredet. Dies hängt nun nicht etwa mit einem besonders niedrigen Niveau der Linguistik zusammen, sondern ist in der Sache selbst begründet: Die Realität — auch die sprachliche Realität — ist immer komplizierter oder doch komplexer als Theorien; diese bleiben gegenüber der Realität zwangsläufig immer zurück.<sup>1</sup> Und: die Bündigkeit eines theoretischen Konzepts garantiert keineswegs die Verständigung mit den Verfechtern anderer Konzepte, und jede Auseinandersetzung mit anderen Konzepten schließt schwierige Transferprobleme ein.

Wer sich der Literatur über die hier in Frage stehenden sprachlichen Varietäten zuwendet, gerät schnell in einen terminologischen Wirbel: *Register, Domänen, Gesprächsbereiche, Funktionsbereiche, Subsprachen, Codes, diaphasische Varietäten, Gruppensprachen, Fachsprachen, Sondersprachen, Soziolekte*. Es liegt auf der Hand, daß es sich dabei nicht einfach um ein Problem der richtigen Auswahl und der definitorischen Trennschärfe handelt; die Begriffe gehören vielmehr zu ganz verschiedenartigen Konzepten und Konstrukten.

Typisierend lassen sich zwei Auffassungen einander gegenüberstellen, lassen sich zwei Pole bestimmen:

- Auf der einen Seite wird mit allen möglichen Sprachen oder -sprachen operiert. Dieses Konzept steht gängig-naiven Vorstellungen nahe; auch in Alltagskommunikation und Umgangssprache werden *Jugendsprache*, *Sportsprache*, *Amtssprache*, *Juristendeutsch* u.ä. als selbstständige Größen behandelt. Schon die wenigen Beispiele machen deutlich, daß es sich um verschiedene Ebenen, verschiedene Bestimmungsgrößen und Reichweiten handelt. Solchen Sprachen kann zwar ein gewisser Systemcharakter zugeschrieben werden; aber ihre Bündigkeit und ihre Selbständigkeit sind doch begrenzt.
- Am anderen Pol stehen Auffassungen, welche von *einer Sprache* ausgehen, innerhalb deren dann gewisse Subvarietäten festgestellt werden. Zwar wird auch diesen systemische Kohärenz zuerkannt; aber sie werden doch nicht immer als in sich geschlossen betrachtet, sondern als Ausschnitte mit fließenden Übergängen.<sup>2</sup> In dieser Perspektive werden also die Anführungszeichen bei "Sprache" deutlicher markiert, wird 'Mehrsprachigkeit' stärker relativiert.

Eine gewisse Eingrenzung des Problems ergibt sich daraus, daß hier nicht alle "Sprachen" innerhalb einer Sprache, nicht alle Subvarietäten gefragt sind. Die diatopische und diastratische Differenzierung steht hier nicht im Vordergrund; sie strahlt allerdings auf den in Frage stehenden Bereich aus und kann bei Verständigungsschwierigkeiten als Verstärker wirken. Wenn vom Dialekt als Sprachbarriere gesprochen wird, so ist damit ja nicht in erster Linie das banale Problem gemeint, daß Sprecher verschiedener Dialekte der standardsprachlichen Vermittlung bedürfen; es geht vielmehr in erster Linie darum, daß es fast ausschließlich standardsprachlich behandelte Sachgebiete, standardsprachlich definierte Situationen und Herausforderungen gibt, in denen Nur-Dialektsprecher benachteiligt sind. Hier berührt sich das Problem mit dem der Wissenschafts- und Fachsprachen — eben deshalb aber muß es hier nicht eigens diskutiert werden.

Ähnliches gilt für das eigentliche 'Sprachbarrierenproblem': soziale Unterschiede bewirken nach dieser Theorie verschiedene Codes, und daraus entstehen Verständigungsschwierigkeiten. Auch dies berührt *unsere* Mehrsprachigkeitsproblem nur indirekt, und man kann durchaus die Frage stellen, ob die wesentliche, auch sprachlich relevante gesellschaftliche Differenzierung überhaupt noch in der vertikalen Schichtung zu suchen ist. Verschiedentlich ist darauf hingewiesen worden, daß sich die "horizontal-dialektale Schichtung der Sprachgemeinschaft" verschoben

hat "zu einer vertikal-soziolektal geschichteten Sprachgemeinschaft".<sup>3</sup> Neuerdings hat nun der Soziologe Niklas Luhmann in einem Buch, dessen Titel "Gesellschaftsstruktur und Semantik"<sup>4</sup> die Aufmerksamkeit des Linguisten erregen muß, darauf hingewiesen, daß unsere Gesellschaft seit längerem nicht mehr von einer Oberschicht mit ihrer einheitlichen "gepflegten Semantik" gesteuert wird, daß vielmehr das Wissen der Gesellschaft in spezifische Wissensbestände gesellschaftlicher Teilsysteme ausgewandert sei, zwischen denen sich kein Primat mehr herausbilde. Der entscheidende Ansatz — auch für das Problem der 'Mehrsprachigkeit' und Verständigung — wäre also nicht mehr in der vertikalen Schichtung zu suchen, sondern in der Ausdifferenzierung in Funktionsbereiche, in Expertenlandschaften. Ich komme auf Luhmanns These kritisch noch einmal zurück, akzeptiere aber zunächst, daß hier mit der Differenzierung anzusetzen ist.

Auch für den so in Frage stehenden Bereich sprachlicher Varietäten gibt es verschiedene Kategorisierungen und Einteilungen. Besonders häufig und gängig ist die Trennung in zwei Bereiche: *F a c h s p r a c h e n* und *S o n d e r s p r a c h e n*. Während die Sondersprachen durch eine bestimmte Gruppe von Sprachteilhabern definiert sind (z.B. Jugendsprache, Gaunersprache etc.), sind Fachsprachen definiert durch bestimmte Sachbereiche (Sprache der Medizin, Amtssprache, Sportsprache etc.). Die Bindung der Fachsprache an bestimmte Sachen und Sachbereiche wird auch dadurch hervorgehoben, daß vielfach implizit oder auch ausdrücklich die Gleichung Fachsprache = Fachwortschatz aufgestellt wird. Dagegen ist einzuwenden, daß Wörter keine Fertigteile sind, die in beliebige Strukturen eingefügt werden können. Whorfs Trennung zwischen "patternment aspect" und "lexation or namegiving aspect" ist insofern irreführend, während Edward Sapirs Umschreibung "social patterns called words" in die richtige Richtung wies.<sup>5</sup> Wortschatzprobleme lassen sich prinzipiell nicht isolieren, und auch empirisch-pragmatisch hat man festgestellt, daß Fachsprachen sich keineswegs nur auf der lexikalischen Ebene als solche darstellen, daß sie vielmehr beispielsweise oft eine eigene Syntax herausgebildet haben.<sup>6</sup> Besonders klar ist dies bei der Amtssprache, die ja nicht nur durch ein spezifisches Vokabular, sondern auch durch Substantivierungen, Funktionsverben u.ä. charakterisiert ist.

Wichtiger ist in unserem Zusammenhang, daß Fachsprachen zunächst einmal von einem Kreis von Fachleuten ausgehen, daß sie zuerst von 'Funktionären' im fachlichen Arbeitszusammenhang gesprochen werden.<sup>7</sup> Insofern sind Fachsprachen weithin auch Gruppensprachen, sind also von den Sondersprachen im engeren Sinne nicht strikt zu trennen.

Umgekehrt sind Sondersprachen einzelner Gruppen im allgemeinen nicht an der Gesamtheit objektiver und damit sprachlich zu erfassender Erscheinungen orientiert, sondern an charakteristischen Ausschnitten, an — so könnte man sagen — fachlichen Zusammenhängen, an begrenzten Situationstypen und Stilbereichen. Die Geheimsprache der Hausierer erreicht eine besondere Dichte, wo es um das Verkaufslexikon, um Modalitäten des Handelns geht; der Jugendslang läßt weite Bereiche der sonstigen Alltagssprache unberührt, prägt aber bestimmten Gebieten (wie etwa musikalischen Phänomenen oder auch solchen des erotischen Umgangs) seinen lexikalischen Stempel auf. Die Verwendung eines bestimmten, oft sachlich eng begrenzten Wortschatzes stabilisiert im allgemeinen die Gruppenbildung und -bindung. Gruppensprachen sind also bis zu einem gewissen Grade immer auch 'Fachsprachen', wie sich andererseits Fachsprachen teilweise als Gruppensprachen präsentieren. Vieles spricht dafür, diese Formen als Sondersprachen im weiteren Sinne zusammenzufassen, die Probleme der verschiedenen Sprachvarietäten jedenfalls zusammen zu behandeln.

Die Eindeutigkeit und Präzision solcher Sondersprachen — davon war eingangs schon die Rede! — sollte nicht überschätzt werden. In Fachsprachen drücken sich, gerade auch in ihrer strengsten Form der Wissenschaftssprache, verschiedene Theorien auch sprachlich verschieden aus. In Gruppensprachen, die ihr Sprachmaterial oft sehr schnell wechseln, um es immer mit deutlichen Effekten ausstatten zu können, überkreuzen sich verschiedene Moden: auch in einer sprachlichen Wegwerfgesellschaft werfen nicht alle alles gleich schnell weg. Aber diese internen Widersprüche können doch relativ leicht ausgetragen werden.

Die eigentliche Problematik von 'Mehrsprachigkeit' ergibt sich, wenn jene Sondersprachen in anderen sprachlichen Zusammenhängen, wenn also Fachsprachen oder Gruppensprachen in der Alltagskommunikation auftauchen. Es ist also zwischen internem und externem Sprachverhalten zu unterscheiden.<sup>8</sup> Dabei verläuft die Trennlinie nicht immer gleich und nicht immer gleich eindeutig, und spätestens hier wird deutlich, daß das verallgemeinernde Reden von *den* Subsprachen problematisch ist. Der Öffnungsgrad gegenüber dem weiteren Publikum, die Durchlässigkeit der Sondersprachen ist sehr verschieden. Geheimsprachen sind fast hermetisch geschlossen — dementsprechend ist bei ihnen auch die Kohärenz, der systemische Charakter am deutlichsten. Wenn von außen darauf Bezug genommen wird, dann integriert derjenige, der darüber berichtet, die fremde Sprachvarietät nicht in seine eigene Sprache, sondern er zitiert und deutet so den Abstand, die Andersartigkeit an.

Naturgemäß gibt es hier Verständnisprobleme (sonst wäre der Begriff Geheimsprache sinnlos!) – aber Verständigungsprobleme oder die Gefahr von Mißverständnissen gibt es kaum. Je größer der Abstand zur sonstigen Alltagssprache, umso geringer ist diese Gefahr. Als Beleg dafür können nicht nur die Geheimsprachen dienen, sondern auch total durchgeformte Fachsprachen. Programmiersprachen (falls man solche ‘Parasprachen’ hier überhaupt einbeziehen will) bieten beispielsweise wenig Anlaß zu Entgleisungen in der Alltagssprache, und auch das Fliegerenglisch der Piloten erzeugt normalerweise keine Interferenzen.

Bei anderen subsprachlichen Varietäten sind dagegen die Unterschiede gegenüber der sonst üblichen Sprache weniger offensichtlich und weniger durchgängig. Wo die Abweichungen nur in einzelnen Mustern – oft nicht einmal in verschiedenen Wörtern, sondern nur in verschiedenen Bedeutungsmustern – bestehen, ist die Gefahr von semantischen Auffahrn-fällen größer. Meine Schwiegermutter sagt von den Alpenveilchen an ihrem Fenster mit der größten Unbefangenheit, sie seien *unglaublich geil* (was ich, der ich weniger Umgang mit botanischen Populärwendungen habe, nicht ohne leichte Irritation höre); wenn aber mein Sohn eine Rockgruppe oder eine Radiosendung als *ungeheuer geil* bezeichnet, liegt in ihren Augen die ganze traurige Bedenklichkeit über die libertären Erziehungspraktiken der Gegenwart.

Diese Gleichzeitigkeit verschiedener Bedeutungen ist allerdings nicht nur an speziellen Sondersprachen festzumachen; sie ist Ausdruck des Ungleichzeitigen in der Sprache, der diachronischen Dimension jeder “integrierten Synchronie”<sup>9</sup>, die gerade auch in der Überlagerung und Opposition von Bedeutungsnuancen festzumachen ist. Man denke nur etwa an nationalsozialistische Konnotationen, die an manchen Wörtern haften, die aber nicht mehr für alle in gleicher Weise erkennbar sind.<sup>10</sup>

Solche semantischen Differenzen und auch daraus resultierende Mißverständnisse gibt es also in den verschiedensten sprachlichen Konstellationen. Die Existenz von Subsprachen begünstigt jedoch den Zusammenstoß verschiedener Sprecher, von denen einer in einer Fach- oder anderen Subsprache befangen und gefangen ist, während der andere mit einem anderen Verständnis an das sprachliche Material herangeht. Er glaubt in die gleiche Richtung und mit der gleichen Geschwindigkeit zu fahren, stößt aber eben dadurch mit dem anderen zusammen.

Wichtiger noch ist aber, daß die Teilhaber an Subsprachen ja selber nicht nur und immer in diesem Bereich verbleiben und daß sie oft ausdrücklich die Aufgabe haben, zwischen diesen Subsprachen und einer für alle verständlichen Alltagssprache zu vermitteln. Mit dem Blick auf diese

Vermittlungsaufgabe hat man immer wieder versucht, Abstufungen der Sondersprachen – insbesondere der Fachsprachen – vorzunehmen. Die Gliederungsvorschläge sind bekannt: Heinz Ischreyt<sup>11</sup> schlägt eine Dreiteilung in *Theorie- oder Wissenschaftssprache*, *fachliche Umgangssprache* und *Werkstatt- oder Verteilersprache* vor. Wolfgang Mentrup<sup>12</sup> schlägt eine ähnliche Gliederung vor; er unterscheidet die Schichten der *Wissenschaftssprache*, der *fachlichen Umgangssprache* und der *Verteiler- und Verbreitungssprache*. In beiden Fällen wird die esoterische Sprache der Fachleute untereinander am einen, die ausgesprochene Vermittlungsfunktion am anderen Pol angesiedelt. Daß es sich um diskutable und auch keineswegs feste Grenzen handelt, wird am Stichwort *Werkstatt* deutlich. Von Ischreyt wird es dem Vermittlungsbereich zugeordnet; andere betrachten dagegen die Werkstatt als den charakteristischen Ort fachlicher Umgangssprache.<sup>13</sup> Die mangelnde Eindeutigkeit ist hier im Begriff *Werkstatt* selbst begründet: Werkstatt kann handwerkliche Produktionsstätte sein, in der sich ausschließlich Facharbeiter, Fachleute aufhalten; aber auch ein Bereich, in dem regelmäßig Kunden, also Laien auftauchen – man denke an eine Reparaturwerkstatt. Die Unterschiede der Kategorisierung betreffen also auch verschiedene reale Abstufungen von Fachsprachen, die ja nicht alle und nicht alle in der gleichen Weise auf Publikum und damit auf eine besondere Distributionssprache angewiesen sind.<sup>14</sup> Vor allem aber ist darauf hinzuweisen, daß ja schon die Vorstellung einer von allem Fachlichen und Spezifischen freien Alltagssprache, in die dann das Fachliche als etwas Fremdes einbricht, höchst problematisch ist: unser Alltag ist durchsetzt von fachlichen Spezifika<sup>15</sup> – von Küchenrezepten bis zu kosmetischen Ratschlägen, von kommunalpolitischen Problemen bis zu Gesundheitserwägungen.

Der gemeinsame Mangel solcher Abstufungsschemata liegt denn auch darin, daß sie von innen nach außen gerichtet sind, daß sie sich gewissermaßen auf die verschiedenen Rollen von Experten beziehen, die ja nicht nur untereinander Theoriestücke austauschen, sondern die auch Experten- und Alltagshandeln verbinden in verschiedenen Mischungsverhältnissen, wenn sie etwa die Rolle des Verkäufers, des Werbers, des Beraters o.ä. übernehmen. Der schematische Aufbau entspricht der Logik der Subsprachen, die ja eben durch ihre Exklusivität definiert sind und die nicht ohne Vermittlung von innen nach außen dringen können. Insofern ist gegenüber Luhmanns Ansatz kritisch zu fragen, ob mit dem Expertenstatus und der Expertensprache nicht immer ein erhebliches Machtpotential verbunden ist, ob also die Vervielfachung der Spezialgebiete nicht einer der Wege der Gesellschaft ist, Stratifikation gerade aufrecht zu erhalten – untergliederte Stratifikation, die aber gleichwohl in zentralen Feldern immer ein Oben und Unten kennt.

Trotzdem: es gibt nicht nur die Richtung von innen nach außen. Was in jener Stufung verkannt oder verdeckt wird, ist die Bewegung in umgekehrter Richtung, von außen nach innen, von unten nach oben, ist das Ausmaß der Aneignungsprozesse, mit denen sich Laien einen Teil des Expertenwissens oder doch der Expertensprache zugänglich machen.

Solche Aneignungsprozesse können zufällig und erzwungen sein: Seit einer Autopanne in Frankreich verfüge ich trotz eher mäßiger Französischkenntnisse präzise über die französischen Begriffe für Pleuelstange und Pleuelkopflager; und auch innerhalb der eigenen Sprache sind es oft Zufälligkeiten, die uns sehr spezielles Sprachmaterial zuführen. In vielen Fällen gehen die Ausgriffe aber weit über solche zufälligen und unmittelbaren Zwänge hinaus. So zeigen Beobachtungen in der Sprechstunde von Ärzten, daß die Patienten mehr und mehr mit Fachausdrücken aufwarten, die sie sich aus anderen Behandlungsphasen gemerkt oder die sie von anderen Patienten, aus medizinischen Lexika und populärmedizinischen Ratgebern bezogen haben. In der medizinischen Literatur ist von "iatrogenem Vokabular" die Rede<sup>16</sup>; dies ist sicherlich nicht nur der Hinweis darauf, daß dieses Vokabular vom Arzt stammt, sondern schließt eine Bewertung ein: wie iatrogene Krankheiten unnötige, vom Arzt sekundär hervorgerufene Krankheiten sind, so gilt iatrogenes Vokabular als unnötiges, dem Patienten eigentlich nicht zustehendes Vokabular. Nun spielt bei der Verwendung solcher Ausdrücke sicherlich der Wunsch der Patienten eine Rolle, die eigene Position mit Elementen der Bildungssprache aufzuwerten; es geht also nicht immer um die inhaltliche Seite der Fachsprache, sondern auch um ihr Prestige, das zur Übernahme reizt. Auf der anderen Seite aber ist es gewiß nicht unverständlich, daß Patienten versuchen, mit Selbstdiagnosen die Therapie in eine gewünschte Richtung zu bringen, oder allgemeiner gesagt: es ist nicht verwunderlich, daß sie nicht einfach abwarten wollen, was auf sie zukommt.

Die Befähigung zur Übernahme einzelner, oft sehr schwieriger Vokabeln sollte dabei nicht unterschätzt werden. Von Karl Valentin ist ein Sketch erhalten, den er zusammen mit Lisl Karlstadt gespielt hat und der den Titel trägt: In der Apotheke.<sup>17</sup> Ein Mann kommt in die Apotheke, um für sein unruhiges, schreiendes Kind ein Beruhigungsmittel zu holen; aber er hat den Namen der Arznei vergessen. Der Apotheker rät, nachdem er aus den umständlichen Antworten des Kunden eine Diagnose gewonnen hat, an allen möglichen Mitteln herum. Schließlich fragt er, ob etwa "*Isopropilpropenilbarbitursäuresphenyldimethyldimethylaminopyrazolon*" gemeint sei? Der Mann läßt sich diesen Namen zweimal wiederholen; dann sagt er: "*Jaaa! Des is! So einfach, und man kann sich's doch nicht merken.*" Der Witz liegt sicherlich in der Bewertung "einfach"

für das höchst komplizierte Wort. Da man bei Karl Valentin aber immer Gefahr läuft, daß man um eine Ecke zu wenig herumdenkt, ist wohl auch hier die Frage zu stellen, ob der Witz nicht auch die Dimension enthält, daß der Name *t a t s ä c h l i c h* einfach ist — daß jedenfalls die Schwierigkeiten durch die Umstände des Bedarfs und der Nutzung so entschieden relativiert werden, daß sie objektiv, am Wort, überhaupt nicht ohne weiteres festzumachen sind. An das Beispiel dieser Szene angelehnt: wer seine Gesundheit wirklich oder vermeintlich einem täglich eingenommenen Arzneimittel verdankt, ist im allgemeinen sehr wohl in der Lage, sich den Namen dieses Mittels auch bei beachtlicher Länge und Kompliziertheit anzueignen.

Freilich liegt dann der Hinweis nahe, daß ja doch ein Unterschied besteht zwischen auswendig hersagen und verstehen. Man sollte jedoch mit dem Verdikt, daß etwas nur mechanisch übernommen werde, vorsichtig umgehen. Der Valentinsche Apothekenbesucher — angenommen, er eignete sich die Bandwurmbezeichnung an — hätte damit noch keine Ahnung, daß sich hinter einem Teil der Wortzusammensetzung nichts anderes als Pyramidon verbirgt, ein Mittel, dessen Bezeichnung heute schon fast nostalgisch wirkt, obwohl und weil es aus dem Verkehr gezogen werden mußte; und er hätte noch weniger Ahnung davon, wie sich jenes Mittel tatsächlich zusammensetzt. Aber er wußte etwas von der Möglichkeit der Anwendung, verfügte also über ein Minimum von pragmatischem Kontext, von Möglichkeiten und Regelmäßigkeiten des Gebrauchs. Viel mehr ist in vielen Fällen weder verlangt noch erreichbar — und es fragt sich, ob mit "Verständnis" immer gleich die emphatische Zielsetzung einer völligen Entblößung des Wortsinns, der Wortbedeutung verbunden werden sollte.

Eine relativierende, nüchterne Sicht auf das Verständnisproblem scheint mir vor allem auch nötig im Blick auf die Erläuterungsaufgabe, die dem Linguisten (dem Wörterbuchmacher, aber auch dem Übersetzer, dem Lehrer etc.) zukommt. Es geht um Wörter. Auf den ersten Blick scheint dies eine klare Rechnung zu erlauben: entweder man versteht ein Wort oder man versteht es nicht. Die Wörter setzen der — teils echten, teils faulen — Mystik des Generativen Widerstand entgegen. Ich erinnere mich an eine Gymnasialstunde in Biologie; Gegenstand war der Mensch, und es lag eine gewisse Befangenheit über unserer (gemischten) Klasse, da die beiden an der Wand hängenden Farbtafeln deutlich machten, daß "der" Mensch eine problematische Reduktion ist — daß es in feministischer Schreibweise "der/die Mensch" hätte heißen müssen. In dieser Stunde ging es um die Funktionen kleinerer und größerer Muskeln, und der Lehrer rief schließlich einen Schüler nach vorn und befahl ihm: "*Hol mal*



*Deinen Bizeps heraus!*“ In diesem Moment geschah etwas Seltsames: einige der Mädchen, die dieses Wort Bizeps nicht kannten, erleichterten und erröteten, weil sie den Kontext allzu emanzipativ interpretiert und sich deshalb auf eine heikle Fährte begeben hatten. Natürlich stellt das ihrer Intelligenz und Bildungsstufe kein gutes Zeugnis aus; aber es muß hinzugefügt werden, daß auch der Intelligenteste nicht dagegen gefeit ist, daß er ein Wort nicht kennt und daß er es deshalb nicht richtig versteht.

Geht man von diesem simplen Modell aus, dann scheint sich auch eine simple und klare Aufgabe zu ergeben: Es gibt “schwere”, das heißt für viele unbekannte Wörter. Die Experten und Vermittler sind aufgerufen, diese Wörter zu übersetzen, zu umschreiben, sie in einen möglichst eindeutigen Zusammenhang zu stellen und so zu erklären. Dann ist auch das Verständnis da; das Wort gehört dann zum passiven und bald auch zum aktiven Sprachvermögen. Aber funktioniert das wirklich so? Und was heißt Verständnis?

Jeder Sprachwissenschaftler kennt das Prinzip der semantischen Relativität. Die 18 *Schnee*-Bezeichnungen der Eskimos spielen für Linguisten sicherlich eine größere Rolle als für Eskimos — zumindest von Linguisten aus nicht-alpinen Regionen wird immer wieder mit Andacht auf dieses Beispiel verwiesen. Diese gebrauchtorientierte Differenzierung der Begriffswelt hat aber ein Gegenstück, das nicht weniger wichtig, aber komplizierter ist: daß nämlich in weit mehr Situationen mit relativ wenig differenzierenden Begriffen gearbeitet wird, ja daß das Gespräch offenbar nur auf Grund der Anerkennung von Unschärfe funktioniert.<sup>18</sup> An Alltagssituationen hat dies Harold Garfinkel experimentell gezeigt<sup>19</sup>, aber das Phänomen ist keineswegs nur auf Allerweltsroutinen wie Begrüßungen und Befindlichkeitsnachfragen beschränkt.

Ein Beispiel: Ich unterhalte mich mit einem Bekannten über einen Kranken, der in der Klinik liegt. “*Und was hat er?*” — “*Leukämie.*” — “*Leukämie — was ist das?*” — “*Blutkrebs.*” — “*Ob je —*”.

Der Gesprächspartner hat, wie seine unspezifische, aber eine weite Skala von Gefühlen abdeckende Bedauernsäußerung erkennen läßt, verstanden. Nur — was heißt das? Weiß er jetzt etwas von der quantitativen und qualitativen Veränderung der Blutkörperchen in Blut, Knochenmark und Lymphknoten, weiß er von den Phasen des Verlaufs der Krankheit, von Behandlungsmethoden und Sekundärsymptomen? Höchstwahrscheinlich nein. Er hat verstanden, wie schlimm es um den Kranken steht. Das Stichwort *Krebs* fügt sich für ihn ein in ein eigenes “System von Analogien”<sup>20</sup>, die zum Teil durchaus falsche Analogien sein können: Erhebungen in einem schwäbischen Dorf haben beispielsweise gezeigt, daß *Krebs* mit

vagen Ansteckungsvorstellungen verbunden ist, und daß sich auch andere Assoziationen, die sich aus Tuberkulose-Erfahrungen herleiten, jetzt an Krebs heften.<sup>21</sup> Trotz diesen Einschränkungen aber kann dem Hörer nicht bestritten werden, daß er das Gesagte 'verstanden' hat. In diesem 'Verstehen' steckt ein Moment von resignierendem Genügen, das auf den Partner vertraut – ganz im Sinne von Hans Hörmanns Feststellung, daß man "nicht so sehr Sätze versteht, sondern Sprecher mit Hilfe ihrer Äußerungen".<sup>22</sup>

Gewiß ist für dieses Beispiel charakteristisch, daß ja gar nicht primär Sachverständnis gefordert wird, sondern eine soziale Einschätzung, "Verstehen als inneres Gefühl, adäquat (re-)agieren zu können".<sup>23</sup> Aber diese Seite des Verständnisses steht sehr oft im Vordergrund. Der Jagd nach penibel übernommenen Differenzierungsbezeichnungen (die übrigens auch noch keine andere Art des Verständnisses garantieren) stehen im Bereich der Krankheit immer noch ganz wenige Sammelbegriffe gegenüber, die sehr vieles und sehr Verschiedenartiges abdecken: *Bandscheibe* ist ein solches Wort, aber auch die gute alte *Grippe*, die in der heute gebräuchlichen Fassung *grippaler Infekt* nur eine oberflächliche Modernisierung erfahren hat. Stephen Ullmann spricht vom Gesetz der "Synonymenattraktion"<sup>24</sup>: für Dinge, welche die Sprachgemeinschaft besonders beschäftigen, werden viele Synonyme gebildet – es gibt also viele differenzierende Nuancierungen. Offensichtlich gibt es aber auch eine gegenläufige Gesetzlichkeit: daß schwierige Dinge undifferenziert in einen einzigen Begriff gebannt werden, der die Verständigung erleichtert. Als Beispiel kann *Krebs* angeführt werden: das ist sicherlich etwas, das die Sprachgemeinschaft besonders beschäftigt – aber zumindest dem medizinischen Laien stehen kaum Synonyme, steht keine Variantenskala zur Verfügung.

Pointierend könnte man die These formulieren, daß das Problem der Mehrsprachigkeit in vielen Fällen durch eine Übersetzungsleistung gelöst wird, in der den unverständlichen oder 'schweren' Sprachelementen zwar ihre Fremdartigkeit, nicht aber ihre Fremdheit genommen wird, anders gesagt: in der sie eingebürgert werden, obwohl man nicht genau weiß, was in und hinter ihnen steckt.

Für die Praxis des Umgangs mit der hier in Frage stehenden Mehrsprachigkeit ist dies von großer Bedeutung. Liselotte von Ferber hat in einer Reihe von *m e d i z i n s o z i o l o g i s c h e n* Untersuchungen die Unterschiede im sprachlichen Verhalten hochspezialisierten Kliniker einerseits und praktischer Ärzte andererseits aufgedeckt.<sup>25</sup> Der Kassenarzt nimmt nicht nur mehr von der Patientenbeschreibung der Beschwerden in seine

Diagnosefindung auf – er paßt auch sein eigenes “Sprachregister dem Beschwerdeangebot des Patienten an” und übernimmt so eine “Mittlerrolle zwischen Sozialdialekten des Patienten und dem Soziodialekt des Klinikers”.<sup>26</sup> Die Aussagekraft der so formulierten Praktikerdiagnose wird hoch bewertet, nicht bezüglich der somatischen Medizin, wohl aber “im Kontext der Sozialsituation”<sup>27</sup> – von der, wie hinzuzufügen ist, sich auch die somatische Medizin nicht beurlauben sollte. Vor allem registriert die Soziologin ein höheres Maß an Zufriedenheit auf Seiten des Patienten. Es ist erklärbar aus dem Echo, das er findet: sowohl auf der Sachebene, auf der sein eigener Bezugsrahmen nicht oder kaum verlassen wird, wie auf der Beziehungsebene: das entstehende Vertrauen verhindert, daß zu den identitätsgefährdenden Ritualen der Untersuchung weitere Demütigungen hinzutreten. Der Erfolg, die Funktionalität, kommt hier also zustande durch die weniger differenzierte Übertragungsleistung, durch den Verzicht auf die Entfaltung der vollen Bedeutungssubstanz.

Gewiß steht das Arzt-Patienten-Verhältnis, an dem diese Überlegungen entwickelt wurden, unter besonderen Bedingungen: die Komplexität medizinischen Wissens erlaubt in der Regel nur eine sehr reduzierte Vermittlung an den Laien, und dieser ist andererseits geradezu existentiell darauf angewiesen, daß er ‘versteht’. Aber das hier zu Tage tretende Prinzip ist auch anderen Kommunikationsbereichen nicht fremd. Dies mag, in skizzenhaften Andeutungen freilich nur, noch auf zwei anderen Feldern demonstriert werden.

Das eine Beispiel bezieht sich auf die Sprache der *Sexualität*. Häufig wird das Bedauern geäußert, daß hier die Alltagskommunikation kein passendes Vokabularangebot zur Verfügung habe. Auf der einen Seite steht der wissenschaftliche Wortschatz in klinischer Neutralität, auf der anderen finden sich vage Jargonbezeichnungen, denen oft eine aggressive, manchmal durchaus sexistische Kraftprotzerei anhaftet. Da es zur linguistischen Mutprobe geworden scheint, Syntax am Beispiel *Emil hat in die Hose geschissen*, Semantik an der überraschenden Vieldeutigkeit von *Arsch* zu erörtern, will auch ich Flagge zeigen: es gibt ein ausgesprochenes, manchmal mit tiefsinnig abendländischer Traurigkeit zur Schau getragenes Leiden an der Lücke zwischen *Penis* und *Schwanz*, die auch mit *Glied*-Sätzen nicht auszufüllen ist. “Zur Verfügung stehen bürokratische Ausdrücke, medizinische, blumige oder vulgäre und keiner für das, was man meint”.<sup>28</sup>

Die Frage ist, ob dieses Leiden angebracht ist. Jene Lücke ist zweifellos interessant, und kulturgeschichtlich läßt sich daran zeigen, in welche Zwickmühle zwischen kalter Wissenschaft und rohem Zynismus die

Sexualität durch die puritanisch-bürgerliche Entwicklung gebracht wurde. Und es ist sicherlich auch aufschlußreich, daß in der Standarddarstellung zum deutschen Wortschatz Vokabeln wie *Sinnlichkeit, Erotik, Geschlechts-trieb, Liebeswut, Sinnenlust, Orgasmus, Beischlaf, galantes Abenteuer* etc. allesamt in dem recht ausführlich geratenen Artikel "Unreinheit" zu finden sind.<sup>29</sup> Nur: was die Praxis anlangt, so sollte nicht ausschließlich in den Kategorien des Wörterbuchs gedacht werden. Erstens sind ja doch auch "situationsökonomische lexikalische Verallgemeinerungen"<sup>30</sup> möglich (in diesem Fall Pronomina), die nicht gleich als Verfall der Sprach- und sonstigen Kultur denunziert werden sollten, und zum andern läßt sich im Alltag vieles sprachlos bewältigen.<sup>31</sup>

Das zweite Beispiel betrifft die sogenannte *A m t s s p r a c h e*. Nimmt man die zahlreichen Proklamationen von Bürgernähe ernst, so muß man sich mit der "Paradoxie" auseinandersetzen, "eine Fachsprache zu haben, die zugleich Gemeinsprache ist".<sup>32</sup> Wiederum greift dabei ein quasi-lexikologisches Verständnis des sprachlich-sozialen Vermittlungsprozesses zu kurz.

Els Oksaar berichtet aufgrund von empirischen Untersuchungen, daß die Behörden für viele Menschen "eine Quelle der Angst, der Verunsicherung und Demütigung" darstellen.<sup>33</sup> Warum? Es ist nicht auszuschließen, daß dies einiges mit der Schwierigkeit der Formulare, mit dem halbjuristischen Wortschatz, mit den Mängeln der Erläuterung und Übersetzung zu tun hat. Die in der Amtssprache auftauchenden lexikalischen Schwierigkeiten machen übrigens schlagend deutlich, daß die oft hervorgehobene "Durchsichtigkeit" der deutschen Wortbildung noch keinen Durchblick garantiert — die Addition verständlicher Einzelteile ergibt nicht ohne weiteres eine verständliche Summe.<sup>34</sup> So ist jede Anstrengung zu begrüßen, Wort- und Satzungenüme aus dem Verkehr zu ziehen und schwer Verständliches in möglichst klarer Weise zu erläutern.

Aber wenn unsere Thesen zur Verständigung richtig sind, dann käme es gar nicht in erster Linie auf eine sachlich erschöpfende Übersetzungsleistung an, sondern auf eine Reduktion von Komplexität, die bereit ist, Sachdifferenzierungen zu opfern zugunsten einer Annäherung an die Denk- und Sprachmöglichkeiten der Betroffenen. Schon diese sachliche Übersetzungsleistung orientierte sich so auch auf und an der Beziehungsebene. Mehr noch gilt dies für den äußeren Rahmen, für das Drum und Dran der sachlichen Verständigung: "*Können Sie nicht lesen?*" — "*Buchstabe A-D!*" "*Das wird nur vormittags bearbeitet!*" — solche Sätze sind gewiß sprachlich unmißverständlich, bilden aber eine böse Zusatzbarriere, die noch über der vielleicht manchmal unvermeidlichen der fachsprachlichen Differenzierung aufgerichtet wird.

Die angeführten Beispiele legen die Bewertung nahe, daß viele Probleme der inneren Mehrsprachigkeit über Wörterbücher und entsprechende Transpositionen nicht zu lösen sind, weil sie nicht ohne weiteres an einzelnen Wörtern festzumachen sind. Im Stil Karl Valentins, in einem Gespräch zwischen ihm und Lisl Karlstadt, könnte sich diese Überlegung ungefähr folgendermaßen präsentieren:

(Lisl Karlstadt in der Zeitung blätternd)

*Du, eine Tagung is.*

*So, eine Tagung.*

*Über schwere Wörter — kannst Du Dir da etwas vorstellen?*

*Schwere Wörter. Ja freilich: Tonne zum Beispiel, Doppelzentner. Zentner vielleicht schon nicht mehr.*

*Red' doch kein Schmarrn, Zentner is doch kein schweres Wort.*

*Nein, das sag ich ja, aber Doppelzentner, des is schon schwer.*

*Ja, aber doch nicht schwer zu verstehen.*

*Zu verstehen? Ja, also das kommt darauf an, Doppelzentner von was.*

*Einfach Doppelzentner.*

*Einfach Doppelzentner gibt es nicht — es muß immer ein Doppelzentner Apfel oder Kartoffel oder Kohlen sein, nur dann kann man verstehen, wie schwer ein Doppelzentner ist, weil ein Doppelzentner einfach so, der wäre gar nicht schwer.*

*Aber ein Doppelzentner ist doch immer gleich schwer, weil ein Pfund Federn ist ja auch nicht leichter wie ein Pfund Blei.*

*Aber ein Doppelzentner ist schwerer als ein Pfund. Ein Pfund ist überhaupt nicht schwer — das heißt, für einen schwachen Menschen sind natürlich auch dreißig Pfund schwer.*

*Es geht doch nicht um — es geht doch um schwere Wörter. Dreißig ist doch kein schweres Wort.*

*Nein — das beißt bei dreißig Zentnern schon, und bei Doppelzentner ist sogar e i n ein schweres Wort ... und bei einem schwachen Menschen ...*

In einer für Linguisten leicht verständlichen Form läßt sich der Sinn dieser imaginären Szene so erklären, daß ich aufgrund propositionaler Situationsgemeinschaften bezüglich der Kontextualität von Bedeutungen einen parodistischen Text adaptiert habe, indem ich die Referenzidentität von Textelementen mit unserer Situation suggeriert habe.<sup>35</sup> Anders gesagt: dieser Dialog ist nicht nur als scherzhafte Coda gemeint, sondern erlaubt ebenso wie die vorausgegangenen Beispiele bestimmte Folgerungen für unser Problem. Ich stelle abschließend einige dieser Folgerungen noch einmal heraus.

Zunächst: Ob etwas schwer oder nicht so schwer ist, ist durchaus relativ. Relativ in Bezug auf den Sprecher, aber auch auf die Sprechsituation, auf den Kontext im engeren und weiteren Sinn.<sup>36</sup> Für die Bearbeitung eines entsprechenden Wörterbuchs bedeutet dies, daß im Vorfeld Frequenzuntersuchungen und Rezeptionsexperimente notwendig sind, daß an pragmatischen Markierungen<sup>37</sup> nicht gespart werden sollte, daß anstatt der "atomaren" Aufzählung "molekulare" Lexika<sup>38</sup> angestrebt werden sollten.

Ein zweites: Die Schwierigkeiten sind nicht immer an einzelnen Wörtern festzumachen; insofern sind sie auch nicht immer durch bloße Übertragungsleistungen zu lösen. Oft sind es der Gesprächsrahmen, die äußere oder innere Situation, welche die sprachlichen Schwierigkeiten hervorrufen oder verstärken.

Drittens: Die Schwierigkeiten stecken oft in der Beziehung zwischen den Wörtern. Bezeichnenderweise gehören diejenigen Wörter, die diese Beziehung nuancieren, zu den schwierigsten im Gebrauch: die Partikeln.<sup>39</sup> Wenn der Gebrauch beherrscht wird, dann vermögen sie zur Verminderung von Schwierigkeiten beizutragen, die im anderen Wortmaterial stecken — ebenso wie die "konstitutiven Faktoren"<sup>40</sup>, die ebenfalls ihren Beitrag zur Erleichterung des Verständnisses leisten.

Schließlich: In vielen Fällen ist gar nicht eine erschöpfende Sachklärung gefordert, vielmehr geht es um sozial vermittelnde Vereinfachungen. Mit dieser These soll nicht etwa eine anti-aufklärerische Position bezogen werden, welche für Dummheit nur das Trostpflaster besänftigender Allroundwörter bereithält. Vielmehr sucht sie eine wichtige Bedingung von Aufklärung zu bestimmen.

## Anmerkungen

- 1 Auf die "Partialisierung der Wirklichkeit" durch Theorie hat vor allem Eugenio Coseriu verschiedentlich hingewiesen. Vgl. Harald Weydt: Vorwort zu: *Logos Semantikos*. *Studia Linguistica in Honorem Eugenio Coseriu* 1921/1981. Vol. II. Berlin etc. 1981, S. 2.
- 2 Ich zweifle, ob man generalisierend eine Entscheidung darüber treffen kann, ob sprachliche Variation sich in der Form eines Kontinuums oder in distinkten Abgrenzungen präsentiert (hierzu Harald Weydt und Brigitte Schlieben-Lange: Wie realistisch sind Variationsgrammatiken? In: *Logos Semantikos*, Band V, Berlin etc. 1981, S. 117-145). Mir läge es nahe, Gumperz' Merkmale "fluid" und "compartmentalized structure" auf verschiedene Typen von Variation zu münzen. Vgl. John J. Gumperz: *Linguistic and social interaction in two communities*. In: *American Anthropologist* 66, 6, part 2, S. 137-153; hier S. 141 und 151.

- 3 Vgl. z.B. Karl-Heinz Bausch: Soziolekt. In: LGL, S. 358-363; hier S. 360.
- 4 Gesellschaftsstruktur und Semantik. I. Band. Frankfurt/Main 1980.
- 5 Vgl. hierzu Stephen Ullmann: Sprache und Stil. Aufsätze zur Semantik und Stilistik. Tübingen 1972, S. 245 und 240.
- 6 Vgl. Eduard Benes: Fachtext, Fachstil und Fachsprache. In: Sprache und Gesellschaft (= Sprache der Gegenwart 13). Düsseldorf 1971, S. 118-132; hier S. 128 f.
- 7 Vgl. Walter von Hahn: Fachsprachen. In: LGL, S. 390-395; hier S. 391.
- 8 Vgl. Dieter Möhn: Sondersprachen. In: LGL, S. 384-390; hier S. 389.
- 9 Vgl. Eugenio Coseriu: Vom Primat der Geschichte. In: Sprachwissenschaft, Band 5, 1980, S. 125-145; hier S. 144.
- 10 So sprach der Maler Friedensreich Hundertwasser in einer Kontroverse mit Wieland Schmied kürzlich von "*Entkunstung*", wurde prompt wegen der Ähnlichkeit dieser Begriffsbildung mit "*Entartung*" und "*entarteter Kunst*" angegriffen, wies diese Assoziation aber ebenso prompt zurück.
- 11 Studien zum Verhältnis von Sprache und Technik. Düsseldorf 1965.
- 12 Überlegungen zur lexikographischen Erfassung der Gemeinsprache und der Fachsprachen. In: Helmut Henne (Hg.): Interdisziplinäres deutsches Wörterbuch in der Diskussion. Düsseldorf 1978, S. 48-77; vgl. auch Heinz Rosenkranz: Veränderungen der sprachlichen Kommunikation im Bereich der industriellen Revolution und ihre Folgen für die Sprachentwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Aktuelle Probleme der sprachlichen Kommunikation. Berlin 1974, S. 75-134; hier S. 123.
- 13 Dieter Möhn: Fach- und Gemeinsprache. In: Wortgeographie und Gesellschaft. Berlin 1968, S. 315-348.
- 14 Erneut ist hier an John J. Gumperz' Unterscheidung zwischen 'gekammerten' und durch fließende Übergänge charakterisierten Sprachen zu erinnern (vgl. Anm. 2).
- 15 Vgl. Eike von Savigny: Inwiefern ist die Umgangssprache grundlegend für die Fachsprache? In: János S. Petöfi u.a. (Hg.): Fachsprache — Umgangssprache. Kronberg 1975, S. 1-32; hier S. 30 f.; Peter Janich: Die methodische Abhängigkeit der Fachsprachen von der Umgangssprache. Ebd. S. 33-54; hier S. 37 ff.
- 16 Vgl. Dietlinde Goltz: Krankheit und Sprache. In: Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte, 53. Jg., 1969, S. 225-269; hier S. 230; Hero Silomon: Der Wandel der medizinischen Laiensprache. In: Medizinische Monatsschrift 28/1974, S. 326-330; hier S. 328 f.
- 17 Karl Valentin: Gesammelte Werke, Band 1: Monologe und Dialoge, S. 140-142. In der folgenden Umschrift halte ich mich allerdings an die akustische Vorlage, nicht an den gedruckten Text.
- 18 Rolf Eickelpasch (Das ethnomethodologische Programm einer "radikalen" Soziologie. In: Zeitschrift für Soziologie, 11. Jg., 1982, S. 7-27; hier S. 16) spricht von jenem "für die Alltagspraxis konstitutiven Zugleich von Vagheit und Genauigkeit". Trotz Wittgensteins Wendung von einer abstrakt kalku-

lierten Kunstsprache zur normalen Umgangssprache wird diese Bedingung von Kommunikation allerdings keineswegs allgemein anerkannt; Mohammed Rassem spricht vom "horror vagi" moderner Sprachkritiker, ihrer "Angst vor der vagen Vieldeutigkeit des Wortschatzes" (Macht und Ohnmacht der Worte. In: Zeitschrift für Politik, Jg. 25, 1978, S. 113-141).

- 19 Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs 1967, S. 45 passim.
- 20 Eugenio Coseriu (wie Anm. 9), S. 131.
- 21 Vgl. Jutta Dornheim: Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte des Umgangs mit Krebs. Tübingen 1983.
- 22 Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt/Main 1976, S. 314.
- 23 Ebd., S. 317, nach J. Deese: Behavior and Fact. In: American Psychologist, 24. Jg., 1969, S. 515-522.
- 24 Sprache und Stil. Aufsätze zur Semantik und Stilistik. Tübingen 1972, S. 83.
- 25 Die Sprachsoziologie als eine Forschungsmethode in der Medizinsoziologie. In: Handbuch der Sozialmedizin, 1. Band, Stuttgart 1975, S. 315-326. Vgl. auch: J. Siegrist: Asymmetrische Kommunikation bei klinischen Visiten. In: Med. Klinik, 71. Jg., 1976, S. 1962-1966; Els Oksaar: Zur Kommunikation zwischen Arzt und Patient. In: Sprache und Sprechen. Festschrift für Eberhard Zwirner zum 80. Geburtstag. Tübingen 1979, S. 13-21.
- 26 Liselotte von Ferber (wie Anm. 25), S. 324.
- 27 Ebd., S. 325.
- 28 Annette Lang: Die Sprache der Sexualerziehung. Düsseldorf 1981, S. 10.
- 29 Wehrle-Eggers: Deutscher Wortschatz. Ein Wegweiser zum treffenden Ausdruck. Stuttgart 1961, S. 324.
- 30 Klaus Baumgärtner: Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig. Berlin 1959, S. 109 passim.
- 31 Frank Wedekind: "Da liegen Stallknecht nun und Viehmagd  
und schauen sich verwundert an,  
und nachher tun sie, was man nie sagt,  
doch was man leicht erraten kann."  
In: Gedichte und Chansons. München 1979, S. 35.
- 32 Walter Otto: Die Paradoxie einer Fachsprache. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Jahrbuch 1980, II. Lieferung, S. 9-20; hier S. 10.
- 33 Kommunikation und der soziokulturelle Rahmen. Zur Problematik der persönlichen Vorsprache bei der Behörde. In: Matthias Hartig (Hg.): Angewandte Soziolinguistik. Tübingen 1981, S. 57-64; hier S. 58.
- 34 Auf die Problematik der "sogenannten größeren Anschaulichkeit der deutschen Wörter" (im Vergleich mit Fremdwörtern) hat nachdrücklich schon Karl Otto Erdmann hingewiesen (Die Bedeutung des Wortes. Leipzig <sup>2</sup>1910, S. 156); seine immer noch lesenswerte Studie "aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik" schließt er mit dem Satz ab: "Allen den



vielen Ästhetikern, die von Anschaulichkeit als von der einfachsten Sache der Welt zu reden pflegen, möchte ich entgegenhalten, daß gerade das scheinbar Selbstverständliche doch das eigentliche Rätselvolle und Problematische ist." (Ebd. S. 226).

- 35 Nach Peter Chr. Kern: Textreproduktionen, Zitat und Ritual als Sprachhandlungen. In: Michael Schecker und Peter Wunderli (Hg.): Textgrammatik, Beiträge zum Problem der Textualität, Tübingen 1975, S. 186-213; vgl. vor allem S. 197 ff.
- 36 Vgl. Hermann Bausinger: On Contexts. In: Folklore in Two Continents, Essays in Honor of Linda Dégh, Bloomington 1980, S. 273-279.
- 37 Herbert Ernst Wiegand: Pragmatische Informationen in neuhochdeutschen Wörterbüchern. Ein Beitrag zur praktischen Lexikologie. In: Germanistische Linguistik 3-4/79, S. 139-271.
- 38 Hans Hörmann (wie Anm. 22), S. 175.
- 39 Vgl. Harald Weydt: Partikeln im Rollenspiel von Deutschen und Ausländern – Eine Pilotstudie. In: H. Weydt (Hg.): Partikeln und Deutschunterricht, Heidelberg 1980, S. 161-166; hier S. 164.
- 40 Zu diesem zunächst vor allem von Friedrich Kauffmann erschlossenen Forschungsfeld vgl. Adolf Bach: Deutsche Mundartforschung. Heidelberg <sup>2</sup>1950, S. 32; Eberhard Zwirner u.a.: Vergleichende Untersuchungen über konstitutive Faktoren deutscher Mundarten. In: Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft, 9. Jg., 1956, S. 14-30.